

MITTWOCH, 2. DEZEMBER 2015

Neue Eigentümer Herbert und Monika Stoll haben die MS Albatros nach Diessenhofen verkauft. **Region Seite 23**

Neues Album Auf ihrer dritten CD wird die Wilchinger Alphornbläserin Lisa Stoll erstmals von einem Orchester begleitet. **Klettgau Seite 27**

«Für die nötige Zuwendung fehlt die Zeit»

Die Hilfe für Todkranke und ihre Angehörigen soll im Kanton Schaffhausen verbessert werden. Drei Pflegefachfrauen erzählen aus der Praxis.

VON CLAUDIA HÄRDI

Esther Baier, Barbara Fellner und Brigitte Flubacher wollen die Situation für unheilbar Kranke und Sterbende sowie deren Angehörige im Kanton Schaffhausen verbessern. Unabdingbar für eine qualitativ bestmögliche Betreuung sei die Palliativpflege, sagen die Pflegehelferin und die beiden Pflegefachfrauen. Denn dort, wo die Medizin ihre Grenzen erreicht, rückt die Palliativpflege ins Zentrum. Sie soll den Menschen Unterstützung bis zum Ende ihres Lebens bieten, indem ihre Symptome und Beschwerden gelindert werden. «Damit ihnen ein Leben in Würde ermöglicht wird», sagt Flubacher. Dafür sorgt ein Netzwerk von Fachleuten aus Medizin, Pflege, Psychologie, Sozialdienst, Physio- und Ergotherapie sowie Seelsorge. Diese Art von Pflege umfasst ein Behandlungs- und Betreuungsteam, das sich aus vielen verschiedenen Fachleuten zusammensetzt. Es sei eine ganzheitliche Pflege, die sich neben dem Körperlichen auch mit den psychischen, sozialen und spirituellen Fragen auseinandersetze, erklären die drei Frauen, die vor drei Jahren eine Stiftung gründen wollten, um in Schaffhausen ein Hospiz mit einer ganzheitlichen Betreuung und Pflege aufzubauen (siehe Information im Kasten). Aber dazu fehlte letztlich das Geld.

Lücken aufdecken

«In Schaffhausen fehlt ein flächendeckendes Angebot an ambulanter und stationärer Palliativpflege sowohl in der Grundversorgung wie auch in der spezialisierten Versorgung.» Dies gelte für die Pflege zu Hause wie auch für die Pflege in den Alters- und Pflegeheimen, sagt Pflegehelferin Baier. Barbara Fellner: «Erste Priorität haben die Ausbildung und die Sensibilisierung des Personals für das Thema.» Aber auch die Ärzte – vor allem die Hausärzte – müssten sich in der Palliativmedizin weiterbilden. Das sei vergleichbar mit einer Spezialisierung in den Demenzerkrankungen. Weiter sei es wichtig, die Bevölkerung aufzuklären und für diese Form der Pflege zu sensibilisieren, ergänzt Baier. «Palliativpflege wird oft falsch verstanden.» Fellner dazu: «Sie wird oft mit der Sterbehilfe Exit gleichgesetzt. Und über das Sterben redet man nicht», sagt Fellner. Die Diagnose, unheilbar krank zu sein, sei schwer zu akzeptieren, räumt sie ein. Am schwersten zu ertragen sei jedoch die Botschaft, dass die letzte Phase des Sterbens angebrochen sei. «Das Endliche so direkt vor Augen zu haben, das macht Angst. Damit will man sich nicht beschäftigen», sagt die Pflegefachfrau. Das sei mitunter ein Grund dafür, dass die Palliativpflege noch nicht weiter verbreitet sei.

Es fehlen Zeit und Worte

Palliative Care beginne lange vor dem Sterben, findet Baier. Sobald eine unheilbare Krankheit diagnostiziert werde, müsse mit dieser Pflegeform begonnen werden. Damit könne auf die speziellen Wünsche des betroffenen Patienten eingegangen werden, um so frühzeitig wichtige Aspekte für den



Die Pflegefachfrauen Barbara Fellner, Brigitte Flubacher und Esther Baier treffen sich oft, um über ihre Arbeit zu diskutieren. Jetzt bringen sie ihr Wissen und ihre Erfahrung in das kantonale Palliative-Care-Konzept ein. Bild Claudia Härdi

weiteren Lebensweg zu klären, Leiden zu lindern und die Lebensqualität zu verbessern. «Je besser man die Biografie eines Menschen kennt, desto besser kann eine Lebensphase gestaltet werden», weiss Flubacher aus ihrer langjährigen Erfahrung in der Pflege. Doch genau dort hapere es derzeit, sagt sie. «Heute fehlt uns die Zeit für die nötige

Zuwendung.» Erschwerend hinzu komme, dass die Generation 85 plus, die heute gepflegt werde, nie gelernt habe, ihre Bedürfnisse zu äussern, erzählt Fellner. «Diese Generation hat sich ihr Leben lang hinter ihre Familie gestellt.» Oft seien es darum die Kinder, die heute bestimmten, wie ihre Eltern behandelt werden sollten. Ob die Eltern das wollen oder nicht. Das erlebe sie oft. «Das wird in den Familien gar nicht diskutiert», erzählt die Pflegefachfrau.

Folgen der Sparpolitik

Zunehmend schwierig gestaltet sich auch die Pflege von Menschen, die an Demenz leiden. «Ich habe noch nie so viele Patienten in Zewidecken eingebettet angetroffen wie im vergangenen Jahr», erzählt Flubacher. Das seien Fixationsdecken, die eingesetzt würden, damit Pflegebedürftige oder

Patienten nicht selbstständig aus dem Bett steigen und sich durch Stürze verletzen könnten, erklärt sie. Es sei eine Sicherheitsmassnahme, die stets mit den Angehörigen abgesprochen oder von ihnen teilweise auch gewünscht werde. «Die Häufigkeit in diesem Jahr hat mich jedoch erschreckt», sagt Flubacher, die das der Sparpolitik zuschreibt.

Zu wenig Zeit bleibe oft auch, um auf die spezielle Welt der Demenzerkrankten einzugehen. Doch das sei kontraproduktiv, erzählen Flubacher und Fellner. Flubacher: «Wenn wir Demenzerkrankte nicht ernst nehmen, dann fühlen sie sich unverstanden.» Fellner: Ihnen die Realität vor Augen zu halten, indem man ihnen beispielsweise erkläre, dass sie jetzt nicht mehr Auto fahren könnten, sei kontraproduktiv. «Die fühlen sich jetzt jung und wollen kochen, Auto fahren oder die Kinder von der Schule abholen.» Darauf müssten die Pflegenden eingehen, indem sie beispielsweise mit der Person über ihre Kochkünste, ihr Auto oder ihre Kinder redeten, um sie von ihren ursprünglichen Plänen abzulenken. «Sonst werden sie unruhig und reagieren laut und ungehalten.» Oft fehlten aber auch hierfür die Ruhe und die Zeit, sagt Fellner.

Flubacher: «Die Zeitnot in der Pflege ist ein schleicher Prozess, der sich immer mehr zuspitzt. Unser

erlerntes Handwerk – zu pflegen – wird auch durch die zunehmenden administrativen Tätigkeiten in den Hintergrund gedrängt.» Die Ursache liege jedoch nicht nur in der Sparpolitik, sondern auch in der veränderten Gesellschaftsstruktur. Früher zogen viele Selbständige in ein Alters- und Pflegeheim. Heute bleiben die Leute so lange wie möglich zu Hause. «In die Pflegeheime kommen nur noch die Schwerverkrankten», sagt Fellner. «Der Personalverteilungsschlüssel wurde jedoch nie wirklich an diese neue Situation angepasst.»

Hilfe für Angehörige

Einen Lösungsansatz für das Problem sieht Flubacher darin, dass Angehörige wieder mehr Eigenverantwortung übernehmen. Wenn sich Angehörige bereit erklärten, einen Verwandten zu pflegen, sei es jedoch nötig, dass die Arbeitgeber flexibler würden und ein offenes Ohr für die Angehörigen hätten, sodass diese, wenn sie einen Verwandten pflegen wollten, nicht mit dem Verlust ihres Arbeitsplatzes rechnen müssten. Beispielsweise, indem sie den Arbeitnehmenden einen unbezahlten Urlaub gewährten, erklärt Flubacher, die aus eigener Erfahrung spricht. «Das wäre

Palliativpflege Historischer Rückblick

Anfänge in der Schweiz Die Krankenschwester Rosette Poletti etablierte in den 70er-Jahren die Idee der Palliativpflege in Genf, wo auch die erste Schweizer Palliativstation entstand. Einen Impuls dazu gab auch die Ärztin Elisabeth Kübler-Ross, die durch ihre «Interviews mit Sterbenden» weltberühmt wurde.

Erste Spitalstation Der Begriff Palliative Care wurde vom kanadischen Krebspezialisten Balfour Mount geprägt. Er war der Erste, der 1974 im Universitätsspital in Montreal eine Palliativstation einrichtete.

Moderne Hospizbewegung Die Geschichte der Hospize und der Palliativmedizin begann im Mittelalter. Damals gab es Häuser, die arme, kranke und sterbende Menschen aufnahmen. Cicely Saunders griff 1967 diese Tradition wieder auf und gründete in London ein Hospiz. Sie wurde damit zum Vorbild für die moderne Hospizbewegung. (ch)

«Die Zeitnot in der Pflege ist ein schleicher Prozess, der sich immer mehr zuspitzt.»

Brigitte Flubacher
Pflegefachfrau

mein Wunsch an unsere Gesellschaft, an die Wirtschaft und an die Arbeitgeber.» Baier, die ebenfalls aus eigener Erfahrung berichtet, sagt: «Wenn man die berufstätigen Angehörigen zudem finanziell ein wenig unterstützen würde oder die Pflege der Angehörigen als Anerkennung an die Rente angerechnet würde, dann wäre vielen auch schon geholfen. Das würde auch die steigenden Kosten im Gesundheitswesen reduzieren.»

Generell sei es erforderlich, dass die Angehörigen mehr unterstützt würden, sagt Baier. Sei es durch Entlastungsdienste oder aber auch durch Bildungsveranstaltungen für pflegende Angehörige. Ihr habe die Ausbildung beim Roten Kreuz sehr geholfen, erzählt sie. Dass Freiwilligenarbeit in der Pflege anders geregelt werden könne, zeige ein Pilotprojekt in St. Gallen, erzählt Flubacher. Personen im Rentenalter erhalten dort für ihre Freiwilligenarbeit in der Betreuung vom Sozialamt eine Zeitgutschrift. Diese Gutschrift können sie einziehen, wenn sie selber Unterstützung brauchen. Eine gute Idee, findet Flubacher, die wie ihre Kolleginnen in der Pflege nach wie vor ihre Berufung sieht.

Palliative Care Ganzheitliche Pflege für unheilbar Kranke im Kanton Schaffhausen

► **Was ist Palliative Care?** Palliativmedizin, Palliativpflege, Sterbebegleitung und Hospiz. Alle diese Begriffe sind Teil der Palliative Care. Darunter versteht man alle Massnahmen, die das Leiden eines unheilbar oder chronisch kranken Menschen lindern und ihm so eine bestmögliche Lebensqualität bis zum Tod verschaffen. Sie schliessen medizinische Behandlungen, um Leiden und Komplikationen zu lindern, pflegerische Interventionen sowie psychologische, soziale und spirituelle Unterstützung mit ein. Idealerweise werden die nächsten Angehörigen mit einbezogen. Palliative Care bezieht sich nicht nur auf Tumorerkrankungen, sondern auch auf Herz-, Lungen- und Leberkrankheiten, Demenz oder Multiple Sklerose, um ein paar Beispiele zu nennen. «Nebst der Linderung von Krankheitssymptomen wie etwa Atem-

not, Erbrechen, Ängsten und Depressionen stehen auch Werte, Spiritualität und Haltung im Vordergrund.

► **Palliative Care im Kanton:** Im Kanton Schaffhausen ist die Palliativmedizin und -pflege Teil der Grundversorgung. Sie wird beim Hausarzt, durch die Spitex, im Kantonsspital und im Pflegezentrum Schaffhausen und in den Alters- und Pflegeheimen praktiziert. Darüber hinaus bietet etwa die Krebsliga Schaffhausen seit 1987 einen spitalexternen Onkologiepflegedienst (Seop) an, damit krebserkrankte Menschen ihre letzte Lebensphase zu Hause in ihrer gewohnten Umgebung verbringen können. Hilfe bieten auch die Freiwilligen der Vereinigung zur Begleitung Schwerkranker an.

► **Kantonales Pflegekonzept:** Dennoch gibt es Lücken in der Versorgung im Kanton Schaffhausen. «Wir gehen da-

von aus, dass in unserem Kanton Handlungsbedarf besteht», sagt Ursula Hafner-Wipf, Vorsteherin des Departements des Innern. Handlungsbedarf sehe sie vor allem in der Koordination und in der Vernetzung der diversen Leistungserbringer wie etwa der Spitäler, der Heime und der Spitex. Welche Versorgung in der Palliativpflege ausgebaut werden müsste, ist derzeit Gegenstand einer Untersuchung, die eine Projektgruppe im September in Angriff genommen hat. Sie wird für den Kanton Schaffhausen ein Palliativpflegekonzept erarbeiten. Ein Schlussbericht sei im Frühjahr zu erwarten.

► **Schaffhauser Initiativgruppe:** Mit dem Ziel, Lücken im Gesundheitswesen des Kantons Schaffhausen zu schliessen, wollten die Pflegehelferin Esther Baier, die Pflegefachfrauen Barbara Fellner und Brigitte Flubacher sowie

weitere Interessierte ursprünglich eine Stiftung gründen, um ein Hospiz aufzubauen. Um ihre Ziele umsetzen zu können, hat sich die Initiativgruppe aus Schaffhausen schliesslich der Organisation «palliative zh/sh» angeschlossen. Im März dieses Jahres fand ein erstes Gespräch mit dem Departement des Innern und weiteren Interessierten statt. Bei diesem Gespräch hat sich die Gruppe rund um die drei Pflegefachfrauen offiziell vorgestellt und über ihre Arbeit und ihre bisherigen Erfahrungen berichtet. Die Gruppe kann sich nun mit ihren Erfahrungen und ihrem Wissen in die Arbeit am kantonalen Palliativpflegekonzept einbringen und bei der Entwicklung mitwirken. Seit 2014 beschäftigte sich die Gruppe damit, Massnahmen zu entwickeln, um die Situation in Schaffhausen zu verbessern. (ch)